1780 …CHON & BOWMAN

Mount Forest Addition.

Geld zu verleihen

…, welche Häuser zu bauen gedenken.

11 und O Strasse.

Hutchins & Hyatt,

Händler in

Kohlen

Aechte

Canon City Kohlen!

1040 O Str. Tele. 225.

L. Meyer & Co.,

Groß- und Kleinhändler in

…RY GOODS and GROCERIES.

…stseite Goverument Square,

LINCOLN NEB.

J. C. Woempener

…eine Arzneien, Oelen, Farben

No. 223 nördliche 9. Straße,

…w. P & Q Straße, Lincoln, Neb

C. M. LOOMIS,

Händler in

Eisenwaaren und Oefen!

905 O Str., Lincoln, Neb.

Wir führen ein bedeutendes Lager in Heizöfen, welche wir zu fabelhaft niedrigen Preisen abgeben.

Oefen! Oefen Oefen.

Blech-, Zinn- und Holz-Waaren.

Reparaturen jeglicher Art werden gut und billig besorgt.

Heizöfen eine Spezialität

FRANK E. LAHR,

936 P Street

"Merchants' Exchange!"

— von —

JOHN BAUER,

915 O Straße, Gegenüber der Post-Office

Lincoln, Neb.

Großer Lunch von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abds.

Der Besitzer dieses prächtigen Lokales wird nur Waaren der feinsten Qualität führen und seinen Kunden in der zuvorkommendsten Weise das weltberühmte Dick Bros. Lagerbier credenzen.

Schiller's .:. Wirthschaft

128 südl. 10. Str.,

LINCOLN, NEBR.

Das berühmte

Anheuser-Busch Bier

stets frisch an Zapf.

Ebenfalls die besten Weine u. Cigarren.

J. B. Trickey & Co.

Uhrmacher u. Juwelenhändler,

1035 O Straße, Lincoln, Nebr.

Die alte renommirte Juwelen-Handlung können wir dem Publikum wegen der Solidität und Eleganz der Waaren, sowie der mäßigen Preise bestens empfehlen.

Hermann Brothers.

Kleider und Herren-Garderobe-Artikel.

1017 & 1019 O Strasse. Lincoln, Nebr.

Hausfrauen gebraucht CARR'S Seife!

Baker's Kleider-Laden!

1125 O STRASSE.

Anzügen für Männer, Knaben und Kinder

…zu niedrigeren Preisen verkauft, als in irgend einem anderen Geschäfte der Stadt. Wir besitzen das größte Lager in Garderobeartikeln für Arbeiter.

Kaufbedingungen: Baar.

Haus Altenbrak und seine Söhne.

Roman von O. Elster.

(Fortsetzung.)

„Verzeihung, wenn ich störe," sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „ich wollte Dir, lieber Mann, nur eine eilige Depesche bringen. Bitte, lies, vielleicht ist gleich eine Antwort nöthig."

Sie reichte ihrem Gatten die Depesche, welche dieser fast mechanisch hinnahm. Aber plötzlich flog ein Ausdruck der Ueberraschung über sein Gesicht, sein Auge begegnete dem fragenden Blick seiner Gattin; dann wandte er sich an Margherita, und seine Stimme hatte jetzt einen festeren Klang, als er sagte: „Ich muß es Ihnen überlassen, Frau Montelli, Ihre Maßregeln zu treffen. Ich habe Ihnen gegenüber meine Pflicht gethan. Sie haben meine Hilfe zurückgewiesen, das Weitere ist allein Ihrem Belieben anheimgestellt."

„Wer ist die Frau?" fragte scheinbar erstaunt Rogalla, aber Margherita hörte doch den Hohn aus dem Tonfall der Stimme heraus.

„Mein Name ist Margherita v. Altenbrak," entgegnete sie stolz. Dann neigte sie leicht grüßend das Haupt und schritt aus dem Zimmer. Sie hatte aufschreien mögen vor bitterem, herzzerreißendem Schmerz, vor Scham und Enttäuschung. Aber fest preßte sie die Hand auf das heftig pochende Herz, fest biß sie mit den Zähnen auf die Lippen, daß ihnen nicht unwillkürlich ein Schmerzensschrei entschlüpfte; doch wenn sie auch jeden Laut unterdrücken konnte, die Thränen vermochte sie nicht zurückzuhalten. Langsam und unaufhörlich perlten dieselben über die bleiche Wange. So schritt sie, ein bleiches, weinendes, stummes Bild der Trauer und des Schmerzes durch die hallenden Gänge des Schlosses. Der Diener öffnete ihr höflich die Thüren, und aufathmend trat sie in den vom hellen warmen Sonnenlicht überflutheten Schloßhof.

Heinrich kam ihr entgegen. Ein Blick in ihr Antlitz belehrte ihn, was ihr widerfahren. Er wollte ihr einige theilnehmende Worte sagen, sie winkte ihm mit der Hand Schweigen zu, bestieg den Wagen und sagte nur: „Zurück nach der Station." Dann zog sie den dichten, schwarzen Wittwenschleier über das Antlitz und lehnte sich stumm in den Sitz zurück. Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und das Gefährt holperte über das Pflaster des Hofes zu dem alten düsteren Thore hinaus.

Das polternde Geräusch des davonfahrenden Wagens drang bis in das Arbeitszimmer des Barons. Ein tiefer Seufzer stieg aus Willys Brust, und er sagte mit einem anklagenden Blick auf seine Gattin leise: „Es ist vollbracht, Rogalla! Du hast Dein Ziel erreicht und mich zum Ehrlosen gemacht. Bist Du befriedigt?"

„Ja, Willy, ich bin befriedigt. Laß die schwächlichen Klagen! Das Telegramm Tirschners kam zur rechten Zeit!"

Und sie nahm die Depesche und las laut: „Originalurkunde befindet sich in meinem Besitz. Trete sofort Rückreise an. Tirschner."

Die beiden Gatten sahen sich an. Willys Blick war scheu und düster, aber stolz richtete sich Rogalla empor. Ihr Auge blitzte siegesgewiß.

„Jetzt bin ich ruhig," sprach sie. „Altenbrak ist unser."

11. Kapitel.

Auf der Heimreise nach ihrem kleinen Hause in Friedrichshagen hatte Margherita versucht, sich klar zu werden, was sie jetzt zu thun habe. Hatte sie vor einigen Wochen noch die Absicht gehabt, in ihrer stillen Einsamkeit und Verborgenheit ruhig weiter zu leben und jede Veränderung ihres Lebens dem Schicksal zu überlassen, so stand es jetzt bei ihr fest, daß sie unter allen Umständen den Kampf für die Rechte ihrer Kinder aufnehmen müsse. In letzter Zeit hatte sich ihr Körper mehr und mehr gekräftigt, dadurch hatte auch ihr Geist auf's Neue die alte Spannkraft erhalten, und die Gesellschaft Heinrichs, der sich in Friedrichshagen eingemiethet hatte und in seiner derb-gutmüthigen Weise die arme Frau zu trösten suchte, hatte das ihrige gethan, um ihre Gedanken wieder dem praktischen Leben zuzuwenden.

Während der Eisenbahnfahrt nach Berlin war wenig zwischen Margherita und Heinrich gesprochen worden. Es war bereits Nacht, als sie in Friedrichshagen anlangten. Die alte Dorothea öffnete die Thür und geleitete ihre Herrin in ihr Wohnzimmer. Heinrich wollte sich verabschieden, doch Margherita hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Heinrich," sagte sie. „Ich möchte noch etwas mit Ihnen besprechen.—Wie ist's, Dorothea, schlafen die Kleinen schon?"

„Ja, gnädige Frau. Sie schlafen schon seit einer Stunde."

„Gut. Gehe zu ihnen. Ich brauche Dich heute Abend nicht mehr."

Die alte Dienerin entfernte sich und man hörte sie die Treppe zum ersten Stock emporsteigen, wo sich die Schlafzimmer befanden.

Margherita legte Hut und Mantel ab, goß sich eine Tasse Thee ein, trank dieselbe hastig aus und sank dann in einen Sessel, gedankenvoll vor sich hinstarrend. Heinrich stand an der Thür, verlegen seinen Hut in den Händen hin und her drehend. Er schien vergessen zu sein.

Endlich räusperte er sich. „Gnädige Frau wollten mir noch einen Auftrag geben —"

Margherita sah auf. „Ach ja, ich vergaß ganz; — verzeihen Sie, Heinrich! Ja, ich wollte Sie fragen, was nun geschehen soll."

„Gnädige Frau, ich weiß ja gar nicht, was denn eigentlich geschehen ist."

„Man erkennt mich nicht als die Gattin des Rittmeisters v. Altenbrak an."

„Man muß es, gnädige Frau," versetzte Heinrich fest. „Es ist doch so einfach, eine wirklich geschlossene Ehe zu beweisen. Das Standesamt gibt doch den sichersten Beweis."

„Allerdings, und schon morgen werde ich nach Italien reisen, um mir diese Beweisstücke zu verschaffen."

„Nach Italien, gnädige Frau? Das ist sehr weit, und Sie sind noch sehr schwach. Thäte es nicht auch ein Brief?"

„Ein Brief kann verloren gehen."

„Aber die Kinder, gnädige Frau! Wollten Sie die ganz allein lassen eine so lange Zeit?"

„Sie haben Recht, Heinrich. Ich kann jetzt nicht reisen. So mag es denn brieflich versucht werden. Aber ich weiß den Namen des Beamten nicht mehr."

„Man braucht ja nur an das betreffende Amt zu schreiben. Den Namen des Ortes, wo die Trauung stattfand, wissen Sie doch noch?"

„Ja. Der Bürgermeister des Dorfes Frati bei Palermo vollzog die Trauung. Gleich heute Abend noch werde ich an ihn schreiben. Und Sie, Heinrich, besorgen mir morgen früh den Brief zur Post."

„Gewiß, gnädige Frau, das ist das Beste."

* * *

Heinrich hatte am anderen Tage den Brief zur Post gebracht, und es folgten nun für ihn sowohl, wie auch für Margherita äußerlich scheinbar ruhige Tage und Wochen, welche aber von innerer Unruhe und erwartungsvoller Spannung erfüllt waren. Margherita verließ kaum das Haus, um so öfter eilte sie an die Gartenpforte, um den Weg entlang zu sehen, ob der Briefträger ihr nicht ein Schreiben bringe. Aber Tag um Tag verging, es kam keine Nachricht.

Von Tag zu Tag gestaltete sich dieses vergebliche Warten für Margherita qualvoller. Von nervöser Hast gepeinigt, ging sie ruhelos umher. Wenn sie sich spät Abends zur Ruhe legte, konnte sie keinen Schlaf finden. Schlossen sich ihre Augen gegen Morgen zu einem kurzen Schlummer, so umgaukelten ihre Seele bald phantastische, bald schreckliche Traumbilder. Ihre Gesundheit, welche sich in letzter Zeit so bedeutend gebessert hatte, verschlechterte sich auf's Neue durch diese unerträgliche Qual des Wartens. Auch ihre Stimmung und ihr Verhalten den Kindern und der alten Dorothea gegenüber spiegelten diese seelische Folterpein wider. Selbst das Andenken des verstorbenen Gatten vermochte sich in ihrer verbitterten Seele nicht mehr rein und makellos zu erhalten. Sie beschuldigte in Stunden der Verzweiflung, der Angst und Sorge ihren Mann der Feigheit. Der Dämon des Mißtrauens nistete sich in das Herz des armen Weibes immer fester ein. Wie, wenn die Leute doch Recht hatten? Wenn Eduard sie betrogen? Wenn diese Trauung nur eine Komödie gewesen wäre? Wenn sie nicht die gesetzmäßige Gattin Eduards war? — O, sie ertrug es nicht länger. Sie brach zusammen unter der qualvollen Last der Ungewißheit, welche die grausamste Folter ihrem Herzen und ihrer Seele auferlegte! Laut aufstöhnend verbarg sie das Antlitz in die Hände und saß regungslos da, nicht einmal im Stande, zu weinen, zu klagen.

Die sinkende Sonne überstrahlte den Garten und das Häuschen mit goldigem Schein. Die Blumen blühten und dufteten; an den Bäumen reiften die Aepfel, an den Spalieren die Trauben und Aprikosen. Ein lauer Wind säuselte in dem dichten Gebüsch, welches den Garten umkränzte; Frieden und Ruhe des Spätsommers, der die Früchte im Garten und auf dem Felde reifen läßt.

Doch das arme Weib dort in der einsamen Stube empfand nichts von dem friedenspendenden Eindruck des herrlichen Sommerabends. In starrer Verzweiflung saß sie da. In Ihrer Trauer, in ihrer Noth und Sorge hörte sie nichts von dem leisen, flüsternden Gezwitscher der Vögel, welche in dem breitästigen Baume vor dem Fenster des Gemaches nisteten. Sie hörte nicht den jubelnden Schrei der Schwalben in hoher Luft, ja selbst nicht den Ton der lachenden Stimmen ihrer Kinder, die draußen in den Wegen des Gartens sich suchten und haschten.

Doch jetzt traf ein Ton das Ohr der einsamen Frau, der sie emporschrecken ließ aus der dumpfen Erstarrung. Die Gartenthür erklang — schwere Schritte knirschten auf dem Kies des Weges — Margherita stürzte aus dem Hause — es war der langersehnte Brief, den ihr der Postbote einhändigte.

Margherita preßte den Brief, der den Poststempel Palermo trug, in furchtbarer Aufregung an ihr Herz. Ihre Wangen erbleichten, und es ward ihr schwarz vor den Augen. Erstaunt blickte sie der Postbeamte an.

„Sie sind unwohl, Frau Montelli," sprach er dann mitleidig, „soll ich Ihre Dienerin rufen?"

„Nein, nein, ich danke, es geht schon vorüber."

Mit fliegenden Schritten, den Brief fast zerknitternd in den fieberhaft zitternden Händen, eilte sie in das Zimmer zurück. Kaum vermochte sie das Schreiben zu öffnen. Einen hastigen Blick warf sie hinein — die Augen vergrößerten sich zu unnatürlicher Starrheit — Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz — der Herzschlag stockte, und mit einem Aufschrei sank sie zu Boden.

So fand sie nach einiger Zeit die alte Dorothea, welche bei Anbruch der Dunkelheit die Kinder zur Ruhe bringen wollte. Mit Hilfe des Dienstmädchens brachte die erschreckte Alte ihre Herrin zu Bett, dann schickte sie das Mädchen zu Heinrich Tiedemann.

„Ich konnt' es mir denken, daß es so kommen würde," sprach tiefbekümmert der brave Bursche. „Aber nun, Dorothea, sagen Sie mir, was in dem Brief da steht."

Dorothea indessen konnte ebenso wenig klug aus dem Briefe werden, wie Heinrich. Der Brief war in italienischer Sprache geschrieben.

„Hier ist ein Stempel," sprach sie. „Wie mir scheint, ist es ein amtliches Schreiben."

„Zeigen Sie einmal, Dorothea, ob kein Schein oder so etwas darin liegt, der Name des Herrn Rittmeisters muß doch zu lesen sein."

Heinrich prüfte das Schreiben auf das Genaueste. Er versuchte sogar mit Hilfe des bischen Französisch, das er in Frankreich gelernt, einzelne Worte zu entziffern — vergebens! Aber Eines ward ihm doch klar, daß es keine gute Nachricht gewesen, welche Margherita empfangen hatte.

„Es ist nichts zu machen," flüsterte Heinrich mit tiefbetrübtem Blick auf die in Fieberphantasien daliegende junge Frau. „Man hat Dich betrogen, oder eine elende Schurkerei will Dich jetzt um Dein Recht bringen. Aber wenn alle Welt Dich verlassen hat, so will ich Dich nicht verlassen. Wenn ich auch nur ein elender Krüppel bin, so habe ich doch noch zwei gesunde Arme, die schaffen und arbeiten können. Und für Dich, Du armes, betrogenes Weib, sollen sie schaffen und arbeiten, für Dich und Deine Kinder!"

Er ergriff die fieberheiße Hand Margheritas und in scheuer Verehrung drückte er einen Kuß darauf.

Da schlug Margherita die Augen auf, sah ihn groß an und sagte leise: „Kommt Eduardo bald? O, ich habe ihm so viel zu sagen!"

„Ach, gnädige Frau," entgegnete Heinrich, dem Weinen nahe, „die Todten kehren nicht wieder."

„Todt? Was sprichst Du von Todten? Eduardo ist nicht todt — sie halten ihn gefangen — in den feuchten Mauern des Thurmes — auch mich wollten sie dort einsperren — lebendig begraben — o mein Gott, mein Gott, habe Erbarmen — habe Erbarmen!"

Die Stimme der Armen ging in einem herzzerreißenden Schluchzen unter. Aber diese Thränen schienen die furchtbare Spannung in ihrem Körper heilsam zu lösen. Leichter und leichter ward das Weinen, und endlich senkte sich ein tiefer, fester Schlummer auf die heißen, zuckenden Augenlider. Margherita entschlief, und das leise Lächeln auf ihren Zügen verrieth, daß ein glücklicher Traum ihre Seele umschwebte.

12. Kapitel.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen strahlte über der fruchtbaren Ebene, durch welche sich das silberne Band des Elbstromes in majestätischer Breite hinzieht. Unabsehbar, in dichten Nebelschleiern sich verlierend, erstreckte sich die Ebene nach Norden und Osten, während im Westen sich bereits einzelne wellenförmige Bodenanschwellungen bemerkbar machten, welche später in die Berge des Elms und des Harzes übergingen. Im Süden erhoben sich die schlanken Thürme des alten Magdeburger Domes; ringsum tauchten die Thürme der anderen Kirchen aus dem Morgennebel empor und die Zinnen und Dächer der hohen modernen Häuser erglühten in dem strahlenden Morgenlicht der Sonne. Aus dem Nebeldunst am Horizonte tauchten hier und da die dunklen Umrisse großer Bauten empor, hohe, thurmähnliche Schlote entsandten dunkle Dampfwolken, und in den Trillerschlag der Lerchen mischte sich ab und zu der schrille Pfiff einer Dampfpfeife oder das dumpfe Brausen einer Dampfmaschine.

Von der reichen Magdeburger Ebene hatte neben der Landwirthschaft auch die Industrie Besitz ergriffen, die nach der Neubegründung des deutschen Reiches so mächtig emporgeblüht war, und zahlreiche Fabriken, hauptsächlich solche, die landwirthschaftliche Produkte verarbeiteten, als Zuckerfabriken, Branntwein- und Spiritusbrennereien, wies jetzt, achtzehn Jahre nach der Gründung des deutschen Reiches, die „Magdeburger Börde," wie die fruchtbare Niederung genannt wird, auf. Die meisten Gutsbesitzer hatten eine derartige Fabrik eingerichtet oder betheiligten sich durch Rüben- und Kartoffellieferungen an den industriellen Unternehmungen. Die alte Stadt Magdeburg hatte sich bedeutend erweitert; zu dem Ruhme der starken, unüberwindlichen Festung kam das Ansehen einer der größten Handelsplätze Norddeutschlands, dessen Markt besonders in der Zuckerindustrie maßgebend geworden war.

Um den engen, winkeligen Kern der alten Stadt hatte sich ein Netz breiter und vornehmer Straßen gezogen, und weit über die Festungswälle hinaus dehnten sich die langgestreckten Vororte. Grüne Gärten mit freundlichen Häuschen umsäumten mit lieblichem Kranze die Mauern der Stadt. Auf dem breiten Rücken des Elbstromes glitten Dampfer und schwerbeladene Kähne auf und ab, und gutgehaltene Straßen durchzogen die Ebene und verloren sich im Dunst der Ferne.

Auf einer dieser Straßen, welche nach Norden führte, ging mit rüstigen Schritten ein junger Mann fürbaß, indem er sich öfters nach der mehr und mehr entschwindenden Stadt umsah, als wolle er nochmals Abschied nehmen von den Lieben, die er dort verlassen.

Es war eine stattliche Jünglingserscheinung. Die hohe, kräftige Gestalt mit den breiten Schultern hatte noch nicht die volle Männlichkeit der Formen erlangt, aber man sah es ihr an, daß frisches, gesundes Leben in ihren Adern pulsirte. Die großen blauen Augen blitzten muthig; auf dem offenen Antlitz lagerte jene gesunde braune Farbe, welche längerer Aufenthalt in der freien Natur hervorruft; um den feingeschnittenen Mund mit den prächtigen weißen Zähnen schmiegte sich ein jugendlich weicher Bart, und das goldbraune Haar hing in natürlichen Locken um die freie Stirn und den kräftigen Nacken. Die Kleidung des im Anfang der zwanziger Jahre stehenden jungen Mannes war einfach, aber anständig und kleidsam. Eine schwere Tasche hing ihm an einem Ledergurt über der rechten Schulter; in der Hand trug er einen Stock, mit dem er oft in fröhlicher Laune einige kunstgerechte Lufthiebe ausführte.

Die Straße verschwand in einem Buchenwalde, der sich weit in das Land hinein erstreckte. Als er diesen durchwandert hatte, bot sich ihm eine liebliche Aussicht dar.

Die Gegend war bergiger geworden und einzelne der Anhöhen krönten grüne Buchenwälder. Zur Linken des Beschauers wand sich der Elbstrom durch Wiesen und Felder; zur Rechten dehnte sich ein niedriger, waldreicher Höhenzug aus. Zwischen den Feldern am Ufer des Stromes ruhten inmitten freundlicher Gärten die Dörfer mit ihren rothgedeckten Häusern und Scheunen; links am Rande des Flusses ragten die mächtigen Schlote einer großen Fabrik empor, während am Fuße jenes Höhenzuges der graue, gewaltige Bau eines alten Schlosses, dessen zahlreiche Fenster in der Sonne blitzten, sich erhob.

„Hier werde ich ausruhen," rief der Wanderer und warf sich in das Gras unter einer mächtigen Buche. Mit lebhaftem Interesse ließ er seine Blicke über die Gegend schweifen. Sein Auge blieb an den schimmernden Fenstern des Schlosses haften, und plötzlich verdüsterte sich sein fröhlicher Blick, eine Wolke flog über seine offene Stirn. Lange schaute er nach dem Schloß hinüber, bis es ihm vor den Augen flimmerte. Dann packte er seine Tasche wieder und wollte sich von seinem grünen Sitz erheben, um die Wanderung fortzusetzen.

Als der ausgeruhte Wanderer gerade weiter gehen wollte, rauschte es in dem trockenen Laub, welches den Boden des Waldes bedeckte, und eine mächtige langhaarige Dogge sprang aus dem Gebüsch. Der junge Mann erfaßte unwillkürlich fest seinen derben Stock, aber der Hund machte durchaus keine Miene, sich auf ihn zu stürzen, sondern blieb stehen, bald den Fremden mit seinen großen treuherzigen Augen fast fragend anschauend, bald den dicken Kopf nach dem Walde zurückwendend, als erwarte er, daß Jemand aus dem Gebüsch hervortreten solle.

Den jungen Wanderer interessirte der große, prachtvolle Hund, dessen Nacken durch ein wie Silber glänzendes Halsband geschützt war, ein Zeichen, daß das Thier einen wohlhabenden Herrn besitzen mußte. Mit einer gewissen Neugier wartete der Fremde auf das Erscheinen des Letzteren.

Lange sollte er nicht zu warten haben. Wiederum rauschte und raschelte es in Busch und Wald, ein Schnauben und Wiehern erklang, und plötzlich setzte mit einem kühnen Sprunge eine Reiterin über den Graben, der den Wald begrenzte. Fröhlich bellend sprang der Hund an dem herrlichen Pferde empor.

„Hör' doch auf mit deinem häßlichen Gebell, Hektor!" rief mit fröhlichem Lachen die junge Reiterin, indem sie mit der Reitgerte dem Hunde einen leichten Schlag versetzte, den dieser kaum gefühlt haben konnte. Trotzdem gehorchte das Thier augenblicklich und streckte sich ruhig in das Gras nieder, mit aufmerksamen Augen seine Herrin beobachtend.

Jetzt wandte sich die junge Reiterin zu dem Fremden. „Hoffentlich wird Hektor Sie nicht mit ebensolchem stürmischen Gebell begrüßt haben, mein Herr," sprach sie lächelnd. „Ich bitte um Entschuldigung, sollte er Sie erschreckt haben."

„Ich bitte, meine Gnädige, der Hund war außerordentlich höflich; nur sehr verwundert angeschaut hat er mich."

„Ja, ja, Hektor vermuthete hier zu früher Stunde keinen Fremden, ebenso wenig wie ich."

„Es kann doch nicht so früh mehr sein, daß ich Sie, gnädiges Fräulein, schon auf einem Spazierritt treffe."

„Ich liebe die frühen Morgenstunden über Alles," entgegnete die junge Dame und ein flüchtiges Roth huschte über ihr Antlitz. „Im Schloß ist es selbst am frühen Morgen so dumpfig, so heiß."

„Sie gehören dort in jenes Schloß?" fragte der Wanderer, und es war, als läge ein finsterer, fast drohender Ton in dem Klange seiner Stimme, so daß die Reiterin überrascht aufschaute.

„Allerdings, mein Herr," entgegnete sie dann, „ich bin die Tochter des Besitzers von Altenbrak."

„Ah, ich hätte es mir denken können!"

Mit einem verwunderten stolzen Blick maß die Reiterin den jungen Mann.

„Verzeihung, meine Gnädige," sprach der Fremde dann hastig, „mein Name ist Eduard Montelli, Maschineningenieur."

Die Reiterin verbeugte sich leicht. Dann sagte sie gleichmüthig: „Montelli ist ein italienischer Name. Sie kommen wohl aus Italien, mein Herr?"

„Nein, nur meine Mutter. — Doch ich bitte, mich zu entschuldigen, mein Weg führt mich dort hinunter nach der Fabrik."

„Ah, Sie sind wohl der neue Ingenieur, der auf der Neuroder Fabrik erwartet wird?"

„Allerdings."

„Mein Vater sprach davon mit dem Inspektor. Ich hörte es zufällig; mein Vater hat ebenfalls eine Zuckerfabrik anlegen lassen und wünscht auch einen Ingenieur zu engagiren, da die Anlagen nicht mehr genügen. Ich verstehe ja nichts davon, aber man hört doch zu, wenn die Herren sich über ernste Sachen unterhalten. Man kann stets etwas lernen."

Jetzt war es an dem Fremden, überrascht zu der jungen Dame aufzusehen, denn die Sprache derselben klang so ganz anders, wie diejenige anderer jungen Damen aus der vornehmen Gesellschaft. Aber beim Anblick dieses schönen Antlitzes, dieser herrlichen dunkelblauen Augen, dieser freien, offenen Stirn, welche braune Locken in üppiger Fülle umwallten, vergaß er zu antworten. Die junge Dame mußte die Bewunderung ihrer Person in den Augen des Mannes lesen, denn eine dunkle Röthe stieg langsam in ihren Wangen empor, und sie senkte die Augen auf den Hals ihres Pferdes nieder, indem sie mit der Reitgerte leise den schlanken Nacken des Rosses streichelte. Dann sah sie plötzlich wieder auf.

„Wenn Sie längere Zeit in Neurode bleiben," rief sie, „werden wir uns wohl noch öfter begegnen. Ich bin eine eifrige Reiterin und liebe auch weite Spaziergänge. Auf Wiedersehen denn, mein Herr!"

Anmuthig neigte sie das stolze Haupt, zog die Zügel an, gab dem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte und sprengte davon, während der Hund lustig bellend voranf sprang.

Der fröhliche Ausdruck war von dem Gesicht des jungen Mannes verschwunden, als er der schönen Reiterin nachblickte. Fast Haß und wilde Leidenschaft spiegelte sich jetzt in den vorhin freundlichen Zügen wider, und einmal schien er sogar die Hand erheben zu wollen, um nach dem Schloß hinüber zu drohen. Aber rasch ließ er den Arm wieder sinken.

„Ich bin ein Thor," murmelte er vor sich hin.

Dann warf er seine Tasche über die Schulter und ging langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes dem Dorf und der Fabrik Neurode zu.

13. Kapitel.

Das Mittagsmahl vereinigte die Familie des Barons Willy v. Altenbrak an jedem Tage in dem großen Eßsaal, dessen Flügelthüren auf die freundliche Veranda der Parkseite des Schlosses hinausführten. Auch der Inspektor des weitläufigen Besitzes erschien stets zu Tische, da es Baron Willy liebte, sich in leichtem Gespräch von seinem ersten Beamten über den Stand der Wirthschaft Auskunft geben zu lassen. Das übrige Personal, der Sekretär, die Verwalter und die Haushälterin, aß nicht im Schlosse, sondern in dem sogenannten „Amtshause" des Wirthschaftshofes, in dem zur Zeit der feudalen Rechtspflege der Amtmann des Gutsbezirkes gewohnt hatte, und das jetzt die Wohnungen der Verwalter und anderer Beamten enthielt. Die Gunst, mit der Herrschaft im Schloß zu speisen, hatte der Oberinspektor Feldner sich indessen durch seine langjährige Dienstzeit erworben, war er doch schon zur Zeit des alten Herrn v. Altenbrak auf dem Gute gewesen. Herr Feldner konnte sich denn auch schon einmal ein offenes Wort erlauben.

Mit dem Baron stand sich der alte, jetzt fast sechzigjährige, oft etwas eigenwillige, aber stets brave und ehrenwerthe Mann recht gut; der Baron ordnete seine geringen landwirthschaftlichen Kenntnisse den Erfahrungen des Inspektors unter und stand sich nicht schlecht dabei. Aber mit der Baronin vermochte sich der Inspektor nicht zu vertragen. Das stolze, herrschsüchtige Wesen der Baronin verletzte den alten treuen Diener des Hauses, und die hochfliegenden Pläne der Dame in Betreff der Bewirthschaftung der Güter entlockten ihm oftmals ein verächtliches Lächeln. Außerdem sah er, daß die rasende Verschwendungssucht der Baronin, die es liebte, mit allem Pomp einer kleinen Fürstin aufzutreten, die Einkünfte der Güter verschlang, daß fast nichts zur Aufbesserung des Bodens verwendet werden konnte, und daß die Wirthschaft unfehlbar dem Ruin entgegen ging, wenn nicht der Verschwendungssucht der Baronin gesteuert oder neue Hilfsquellen eröffnet wurden.

Der erfahrene Mann hatte diesen Stand der Dinge bereits vor Jahren dem Baron eröffnet, und dieser hatte in der That den Muth gewonnen, mit seiner Gattin über diese Verhältnisse Rücksprache zu nehmen.

Anfangs hatte die Baronin ihren Gatten erstaunt angeblickt, und dieser machte sich schon auf eine kalte, hochmüthige Abweisung gefaßt; dann aber war plötzlich ein etwas spöttisches Lächeln über das Antlitz der Dame gehuscht und sie hatte entgegnet: „Dein alter Inspektor hat Recht; das Leben hier in Berlin" — Baron Willy stand damals noch als Major bei den Gardekürassieren — „ist zu kostspielig, ziehen wir uns nach Altenbrak zurück. Ich sehne mich auch nach der Ruhe des Landlebens."

Erfreut und fast gerührt hatte Baron Willy seiner Gattin die Hand geküßt. Es war schon lange sein Wunsch gewesen, den Abschied zu nehmen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er fand schon seit Jahren keinen Geschmack mehr an dem lauten Treiben der vornehmen Welt oder dem glänzenden Waffenspiel. Er war ein stiller, nervöser, kränkelnder Mann geworden, dessen scheues Auge kaum den stolzen Blick seiner Gattin ertragen konnte. Seine Bekannten wunderten sich über diese Veränderung des flotten Offiziers, führten sie auf seine Verwundung im Feldzuge 1870–71 zurück und bedauerten ihn herzlich. Welch' geheimer Wurm an dem Lebensmark des einst so starken, lebensfrohen Mannes nagte — Niemand wußte es.

Baron Willy hatte seinen Abschied genommen, erhielt den Rang eines Obersten nebst einem hohen Orden und zog sich nach Altenbrak zurück. Die Ausgaben verringerten sich aber nur um Weniges hierdurch, denn um diese Zeit trat Willys Sohn Harry als Offizier in das Gardehusarenregiment ein, und Harry v. Altenbrak dachte wirklich nicht daran, sich einzuschränken. Er hatte den leichten Sinn seines Vaters, aber auch die strenge Gerechtigkeitsliebe und Ehrenhaftigkeit seines Großvaters geerbt, welche Eigenschaften von jeher die Zierden des alten Geschlechtes gewesen waren.

Harry war stolz auf seine Familie, auf die unbefleckte Ehre seines Geschlechts, und er würde jedes Opfer gebracht haben, um diese Ehre rein und unbefleckt zu erhalten. Im Taumel des großstädtischen Lebens vergaß er allerdings oftmals, daß es nicht genügt, die äußerliche Ehre des Standes aufrecht zu erhalten; er genoß das Leben in vollen Zügen und dachte dabei eben so wenig daran, sich Einschränkungen in seinen Ausgaben aufzulegen, wie seine Mutter, die sich hauptsächlich deshalb auf's Land zurückgezogen hatte, weil ihre Tochter Gerda heranwuchs, und sie sich von der jugendfrischen Schönheit ihrer Tochter nicht in den Schatten stellen lassen wollte.

In großartigen Verhältnissen floß das Leben auch auf Altenbrak dahin, ein prächtiger Marstall wurde eingerichtet, Jagden, Gesellschaften, Bälle und kostspielige Reisen wechselten in ununterbrochener Folge ab; die ruhelose Vergnügungssucht Rogallas verschlang Hunderttausende, und schon hatte sich Willy genöthigt gesehen, ein größeres Kapital aufzunehmen.

Die Baronin war indessen klug genug, um einzusehen, daß neue Hilfsquellen eröffnet werden müßten, sollten die Güter nicht schließlich so hoch belastet werden, daß von ihren Erträgnissen nichts übrig blieb.

So sprach sie denn eines Tages zu ihrem Gatten: „Lieber Willy, Du hast mich öfter beschuldigt, daß ich zu viel verbrauche. Ich sehe ein, daß unser Leben ein kostspieliges ist, aber wir würden uns in einem anderen Leben nicht wohl fühlen. Es handelt sich also darum, neue Einnahmequellen zu eröffnen, und ich glaube, ich habe solche gefunden."

Ueberrascht blickte er seine Gattin an.

„Die Industrie," fuhr Rogalla fort, „beherrscht die heutige Zeit. Auch wir müssen uns mehr der Industrie zuwenden. Ich sehe zum Beispiel, welchen enormen Gewinn die Rübenzuckerfabriken abwerfen; weshalb legst Du nicht auch eine solche an, wie so viele andere Grundbesitzer?"

Der Gedanke gefiel Willy. Er wollte mit Feldner Rücksprache nehmen. Der alte Inspektor erklärte indessen brummend, daß er von der Zuckerindustrie nichts verstünde, wenn man eine Fabrik errichten wolle, möge man einen geeigneten Mann suchen.

Und so geschah es. Rogalla ließ nicht nach, bis sich auf dem Vorwerk Neuenbrak eine großartige, mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgestattete Rübenzuckerfabrik erhob. Ein Direktor ward engagirt, der auch in der ersten Zeit die günstigsten Einnahmen erzielte. Nach und nach ward indessen die Konkurrenz zu groß, und die Neuenbraker Zuckerfabrik vermochte sich kaum noch über Wasser zu halten, da nicht genügend Kapitalien zur Hand waren, um mit den anderen Fabriken in der Anschaffung neuer Maschinen gleichen Schritt zu halten.

Es sollte nun auf andere Weise in dem Betriebe gespart werden; die Löhne der Arbeiter und Arbeiterinnen wurden erheblich herabgesetzt, und da die Arbeiter zumeist in den Dörfern und auf den Gütern des Altenbraker Bezirks wohnten, fügten sie sich dieser Maßregel, deren Ungerechtigkeit sie aber bitter empfanden. Schon öfters waren Streitigkeiten und kleinere Ausstände auf der Fabrik ausgebrochen, und Neuenbrak mit seiner Fabrik war schließlich die größte Sorge des Herrn v. Altenbrak geworden. Rogalla erhoffte indessen noch immer reiche Erträge von der Fabrik, die sie unter ihren besonderen Schutz genommen hatte.

So lagen die Verhältnisse, als die benachbarte Fabrik Neurode abermals verbesserte Maschinen einführte und dadurch die Existenz Neuenbraks auf das Ernstlichste bedrohte. Wollte man ferner noch konkurriren, mußte man sich auch in Neuenbrak zur Anschaffung der verbesserten Einrichtungen entschließen, die wiederum die Aufnahme eines großen Kapitals nöthig machten.

Während des Mahles an dem heutigen Tage herrschte ein mürrisches Schweigen. Da kein Besuch anwesend war, bestand die Tischgesellschaft nur aus dem Baron, der Baronin, Baronesse Gerda, die Gesellschaftsdame Fräulein Harder und dem alten Inspektor. Der Direktor der Neuenbraker Fabrik, ein Herr Guttmann, war allerdings Morgens zur Berichterstattung dagewesen, hatte aber zum Essen nicht bleiben können, da ihn dringende Geschäfte nach Neuenbrak zurückriefen. Seine Berichte mußten indessen nicht sehr günstig ausgefallen sein, denn sorgenschweren Gesichte des Barons sah man es an, daß er keine guten Nachrichten empfangen hatte.

Das Schweigen lastete gleichsam als etwas körperlich Drückendes auf allen Anwesenden, selbst die frohe Laune der Baronesse Gerda vermochte diesen Druck nicht abzuschütteln. Endlich konnte die junge Dame aber dieses Schweigen nicht mehr ertragen.

„Weißt Du Vater," sprach sie, indem ein freundliches Lächeln ihr Antlitz überstrahlte, „daß ich heute Morgen schon eine Bekanntschaft gemacht habe, die mich um Deinetwillen sehr interessirte?"

„Wie sollte ich das wissen, Kind," entgegnete aufathmend Baron Willy, dem es angenehm war, mit seiner Tochter ein harmloses Gespräch führen zu können. „War es ein Herr oder eine Dame?"

„Ein Herr, und noch dazu ein junger, hübscher Mann."

„Aber Gerda!" warf mit mahnender Stimme ihre Mutter ein.

„Nun, seid nur nicht böse, es ist vollständig ungefährlich," lachte das junge Mädchen. „Ich traf den Herrn auf meinem Morgenritte am Saum des Neuroder Waldes ruhend. Er wollte nach Neurode. Es war der neuengagirte Ingenieur der dortigen Fabrik."

„Ah, also geht man dort mit der Aufstellung der neuen Maschinen schon jetzt vor!" entgegnete seufzend der Baron. „Ja, lieber Feldner, da wird uns auch nichts Anderes übrig bleiben, als die maschinellen Einrichtungen möglichst rasch zu treffen."

„Der Herr Baron kennen meine Ansicht von der Fabrik," antwortete in ziemlich mürrischem Tone der Inspektor. „Wir hätten uns gar nicht darauf einlassen sollen. Es wäre auch so gegangen."

„Wohl wahr, lieber Feldner, aber da wir einmal die Fabrik errichtet haben, so bleibt uns keine Wahl mehr."

„Und denke Dir, Vater," fuhr nach einer kleinen Pause Gerda fort, „der junge Ingenieur ist ein Ausländer, wenigstens trägt er einen ausländischen Namen."

„Soweit ist Eure Bekanntschaft schon gediehen, daß er Dir seinen Namen genannt hat?"

„Nun ja, ich sagte ihm im Laufe des Gesprächs, daß ich Deine Tochter sei, und es war merkwürdig zu beobachten, welchen Eindruck diese Mittheilung auf ihn machte. Er ward förmlich unhöflich — ist das nicht sehr komisch?"

Der Baron zuckte die Achseln. „Wie hieß denn der junge Mann?"

„Eduard Montelli nannte er sich."

Der Baron ward blaß. Man sah es ihm an, er rang vergeblich nach Fassung. Er warf einen scheuen Blick auf seine Gattin, die stolz und regungslos dasaß, und sagte mühsam: „Du entschuldigst wohl, Rogalla, wenn ich mich zurückziehe. Ich fühle mich etwas unwohl. In meinem Zimmer ist es kühler, als hier, dort werde ich mich rasch erholen."

„Soll ich Dich begleiten, Vater?" fragte Gerda besorgt.

„Nein, mein Kind, bleib nur bei Deiner Mutter. Ich werde schon allein fertig."

Er strich mit der Hand sanft über den braunen Scheitel seiner Tochter und entfernte sich.

Mit mitleidigem Blick sah ihm Gerda nach. Was hatte nur der Vater? So hinfällig, so gebrechlich wie heute war er ihr noch niemals erschienen.

Rogalla hob die Tafel auf. „Komm in den Garten, Gerda," sagte sie. „Ich habe später mit Dir zu sprechen. — Fräulein Harder, wollen Sie den Kaffee auf die Veranda bringen lassen."

„Sehr wohl, gnädige Frau."

In seinem Zimmer angekommen, sank Willy v. Altenbrak in den Sessel vor dem Schreibtisch und verbarg leise stöhnend sein Antlitz in den mageren Händen. Regungslos saß er lange Zeit in dieser Stellung da. Nur zuweilen durchlief ein leichtes Zittern den Körper, und ein ächzender Laut, als quäle ihn ein tiefer, innerlicher Schmerz, entrang sich seinen Lippen.

In dieser gebrochenen, hinfälligen Gestalt hätte sicherlich keiner seiner früheren Freunde und Bekannten den flotten, glänzenden Gardekürassieroffizier wiedererkannt, der noch vor zehn Jahren der Stolz des Regiments gewesen war. Mit fünfzig Jahren, der kräftigsten Reisezeit anderer Männer, war Willy v. Altenbrak ein Greis mit zerrüttetem Körper und angsterfüllter, unzufriedener, reuevoller Seele.

Jetzt erhob er sich mühsam von dem Sessel, und mit großen, fast angstvollen Augen zu dem Bilde seiner Mutter aufblickend, das noch immer den Platz über dem Schreibtisch einnahm, flüsterte er mit scheuer Stimme: „Die Schatten der Vergangenheit erhalten Fleisch und Blut. — Zu spät — zu spät — es kann nicht wieder gut gemacht werden, was ich verbrach — zu spät — zu spät!"

Er sank in seinen Sessel zurück und schlug die Hände vor das Antlitz. Plötzlich fuhr er empor. Eine feste Hand legte sich auf seine Schulter. Seine Gattin stand vor ihm. Scheu, fast furchtsam blickte er in ihre großen, finster auf ihn niederschauende Augen.

„Was willst Du, Rogalla?"

„Ich will Dich warnen," entgegnete scharfen Tones Frau v. Altenbrak. „Du gibst Dich den Eindrücken des Augenblicks zu sehr hin; Du kannst Dich nicht mehr beherrschen. Was erschreckte Dich der Name jenes Mannes so? Was können Dir die Schatten der Vergangenheit sein? Sagtest Du mir nicht, daß jene Papiere, welche Du einst von Deinem Bruder empfingest, vernichtet seien? Oder ist es nicht so — existiren sie noch?"

Willy v. Altenbrak erschauerte unter dem finster drohenden Blick seiner Gattin. Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Nein, nein, sie sind längst verbrannt."

„So sei kein Feigling und beherrsche Dich!"

Stolz aufgerichtet rauschte sie zum Zimmer hinaus, während Willy ächzend zusammenbrach. Er hatte die Unwahrheit gesagt. Jene Papiere, die ihm sein Bruder übergeben, und jenes Buch, welches Tirschner dem gewissenlosen Beamten abgekauft hatte, waren nicht vernichtet. Er hatte um den Besitz derselben seine Ehre verloren und seine Gewissensruhe dahingegeben, und doch fand er nicht die Kraft, den letzten Schritt zu thun und die Papiere zu vernichten. Das Verbrechen ließ sich doch vielleicht noch gut machen, so dachte er, in jener nicht mehr fernen Zeit, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilte! Das war der Gedanke, an den er sich anklammerte in seiner Gewissensangst, und der ihn aufrecht erhielt in dem Kampfe gegen die Dämonen der Verzweiflung. Er war schwach, er war feige — er wußte es, aber er war kein kaltherziger Schurke, er konnte nicht den letzten Schritt thun, er hoffte stets, daß der Zufall ihm zu Hilfe kommen und das Unrecht sühnen werde.

14. Kapitel.

Eduard Montelli hatte sich rasch in seiner neuen Stellung zurechtgefunden. Der Leiter der Fabrik war mit den Leistungen des jungen Mannes durchaus zufrieden und hatte deshalb einen längeren Kontrakt mit Eduard abgeschlossen. Dieser hatte ein kleines Landhaus mit schattigem Garten in der Nähe der Fabrik gemiethet und erwartete in nächster Zeit seine Mutter und Schwester.

„Das Haus, welches ich gemiethet," schrieb er ihnen, „wird Dich, theure Mutter, an das kleine Heim in Friedrichshagen erinnern, in dem ich meine Jugend verlebt, und das Dir stets so lieb und werth war. Du erinnerst wenigstens oft daran, auch in der späteren Zeit, da wir in dem Hause Onkel Tiedemann's in Berlin wohnten, drei Treppen hoch, eingepfercht zwischen den thurmähnlichen Nachbargebäuden, nichts als die grauen, gegenüberliegenden Mauern erblickend. Onkel Tiedemann hatte es allerdings noch schlechter in seinem Fleischerladen, aber er ist ja geborener Berliner und fühlt sich wohl in dem Staub und der Hitze der Gassen. Mein größter Wunsch war es, Dir und Grete wiederum ein freundliches Heim auf dem Lande zu bieten, wo man sich an der freien Natur erfreuen und erquicken kann. Jetzt endlich habe ich es gefunden. Zwar keine zehn Minuten entfernt liegt die Fabrik, ihr Getöse dringt oftmals in die idyllische Einsamkeit des Gartens, aber an welchem Ort der Erde vernähme man heute nicht das Schaffen und Wirken der Industrie? Mir sind diese Töne nicht unangenehm. Sie mahnen mich, nicht nachzulassen im Arbeiten und Vorwärtsstreben! Sie mahnen mich ferner, daß ich noch meine Schuld Dir gegenüber abzutragen habe, die Du mich in liebevoller Sorgfalt erzogen und mich zu einem tüchtigen Manne herangebildet hast. Jetzt kann ich Dir in etwas Deine Sorge, Deine Mühe vergelten! Ich kann Dir ein friedliches Heim bieten, ein sorgenfreies Dasein. Deshalb packe nur Deine Koffer, liebstes Mütterchen, und komme zu Deinem Sohne! Daß in der Entfernung von einer Stunde das Schloß Altenbrak liegt, wird Dich wohl nicht mehr abhalten, hierherzukommen. Du hast mir ja häufig genug versichert, daß Du jenen Leuten verziehen, daß Du vergessen hast, was Du einst erhofftest. Mir aber, theure Mutter, ist die Nähe jenes Schlosses gerade sehr lieb, denn ich will es nur gestehen, daß ich die Hoffnung auf die Enthüllung der Wahrheit noch nicht aufgegeben habe. In Palermo und Frati habe ich einige Spuren gefunden, die — doch ich will Dir das Herz nicht wieder schwer machen. Glaube mir nur, theure Mutter, daß ich nicht aus Habsucht, nicht aus Gier nach Geld und Ehre das Geheimniß zu enthüllen strebe, sondern allein um das Andenken meines Vaters von einem häßlichen Verdachte zu reinigen. — Und nun nichts mehr von der alten, halbvergessenen Angelegenheit, von der ja nur Du, Onkel Tiedemann und ich wissen. Grüße mir den Onkel und Grete herzlich und kommet bald."

Als Frau Margherita, oder Margarethe, wie sie sich jetzt nannte, diesen Brief ihres Sohnes gelesen, blieb sie eine Zeitlang in tiefes Nachdenken versunken sitzen. Der letzte Schein des Tages stahl sich über die hohen Dächer in das Gemach der einsamen Frau und vergoldete mit lichtem Schein das sanft geneigte Haupt, dessen schwarzes, schlicht gescheiteltes Haar bereits einzelne Silberfäden durchzogen.

Das Antlitz Margarethes hatte jenen sanften, stillen, freundlichen Ausdruck angenommen, den die Resignation den menschlichen Zügen verleiht. Die Wangen waren bleich und eingesunken, die Lippen vermochten aber wieder zu lächeln, und die großen, dunklen Augen strahlten ein mildes, freundliches Feuer aus, das Jedem wohlthat, der einmal in diese Augen geschaut. Die schwarze Wittwentracht, welche Margarethe seit dem Tage, da sie den Tod ihres Gatten erfahren, nicht wieder abgelegt, ließ ihre Gestalt schlanker und höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit war; aber um diese zarte, biegsame Gestalt hätte manch' junges Mädchen die alternde Frau beneiden können.

Jetzt ließ sich draußen im Korridor eine frische jugendliche Mädchenstimme vernehmen. „Ich danke Ihnen, August, und sagen Sie Onkel Heinrich, daß er bald zum Abendessen heraufkommt, ich hätte ihm auch etwas Schönes mitgebracht."

„Werd's bestellen, Fräulein," erwiderte die Stimme eines jungen Burschen. Dann ward die Korridorthüre geschlossen, und leichte Schritte näherten sich der Thür des Zimmers, in dem Frau Margarethe saß. Sie verbarg den Brief ihres Sohnes in der Tasche des Kleides, und als das junge Mädchen das Zimmer betrat, lächelte sie ihm freundlich entgegen.

„Verzeihe mir, liebste Mutter, daß ich etwas später komme," rief Grete Montelli, setzte einen Korb, den sie am Arm getragen, nieder und flog auf ihre Mutter zu, sie zärtlich umarmend und küssend.

„Alles, was Du mir aufgetragen, ist besorgt," fuhr Grete dann fort. „Der Korb war so schwer geworden, daß ich ihn fast nicht die Treppen herauftragen konnte. Da hat denn August, der Bursche Onkel Heinrichs, mir geholfen."

„Ich konnte es mir wohl denken," entgegnete Gretens Mutter, „als ich Euch vorhin an der Korridorthüre sprechen hörte. Aber Du bist heiß geworden, Kind. Setze Deinen Hut ab und ziehe die Jacke aus — ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen."

Rasch legte Grete Hut und Jacke ab und schmiegte sich auf ein Fußbänkchen an die Kniee der Mutter, mit großen, neugierigen Augen zu ihr aufschauend.

„Nun, Mutter?"

„Eduard hat geschrieben."

„Eduard? Und gefällt es ihm in seiner Stellung?"

„Ja, es gefällt ihm sehr, und er fordert uns auf, zu ihm zu ziehen. Er hat ein kleines Landhaus gemiethet, nahe am Ufer der Elbe, inmitten eines schattigen Gartens; er malt sein Häuschen so idyllisch aus, daß man allerdings Sehnsucht bekommt nach der Ruhe und dem Frieden da draußen."

Grete senkte das braune Lockenköpfchen. Eine rosige Gluth huschte rasch über ihre Wangen, unter den krausen Löckchen verschwindend, welche die zarte Stirn umsäumten. Ja, auch sie dachte es sich herrlich, da draußen in einem kleinen Häuschen, in einem hübschen Garten schaffen und walten zu können, aber sie hing doch auch an Berlin, das sie seit ihrer frühesten Kindheit kannte, dessen lange, menschengefüllte, laute Straßen und Plätze ihr heimisch und lieb geworden waren. Wie schön war es, durch die belebten Straßen zu wandern, unbeobachtet hier vor einem Juwelierladen stehen zu bleiben und die Diamanten und prächtig funkelnden Geschmeide zu bewundern, dort vor einem großen, blendend erleuchteten Konfektions- und Putzgeschäft, um sich an den neuesten Erzeugnissen der Mode und des Geschmacks zu erfreuen. Und dann die Spaziergänge draußen im schattigen Thiergarten! Und wie herrlich war es, wenn Onkel Heinrich, der als alter Gardedragoner den Sport über Alles liebte, sie mit nach dem Hoppegarten zu den großen Pferderennen nahm — ach, erst vor acht Tagen waren sie dort gewesen, und noch immer mußte sie an das kleine Abenteuer denken, welches sie an jenem Tage erlebt.

Onkel Heinrich war mit seinem Gefährt hinausgefahren, und in dem offenen Wagen stehend, hatte sie aufmerksam dem Rennen zugeschaut. Vorzüglich das Armeejagdrennen hatte sie interessirt. Fast alle Uniformen der Armee waren vertreten gewesen, auch die rothe Gardehusarenuniform, die dem jungen, schmucken Offizier so prächtig stand. Gerade vor ihrem Wagen hatte der junge Gardehusar den ersten Versuchsgalopp seines schlanken Renners gezügelt. Hoch empor hatte sich das Roß gebäumt, aber wie mit dem Pferde zusammengewachsen hatte der Reiter im Sattel gesessen. Und als er das Pferd wieder zur Erde niedergezwungen, da war das Publikum in ein lautes Bravo ausgebrochen; der junge Gardehusar hatte einen stolzen, lächelnden Blick auf das Publikum geworfen, und seine Blicke begegneten gerade den angstvollen Augen Gretes, die mit athemlosem Interesse den Kampf des Reiters mit seinem unbändigen Pferde beobachtet hatte. Grete bemerkte es wohl, wie es aufleuchtete in den blauen Augen des jungen Offiziers, wie er sich höher emporhob in dem Sattel, die rechte Hand an die Mütze legte und sich stolz lächelnd verbeugte. Dann gab er seinem Rosse die Schenkel und sprengte zum Ablaufsort zurück, noch einmal mit den Augen zurückgrüßend nach Grete, die mit hochklopfendem Herzen dastand. Mit athemloser Spannung war sie dem Lauf des Renners gefolgt. Der rothe Attila des jungen Gardehusaren leuchtete hell hervor aus dem Getümmel der Reiter, mit angstvollen Blicken hing ihr Auge an dem Reiter, bei jedem Sprung über eine Hürde oder einen Wassergraben erbebte ihr Herz und jubelte auf, wenn der Sprung gelang. Und als nun gar der junge Gardehusar als Erster auf schaumbedecktem Pferde durch das Ziel flog, da vermochte sie sich nicht zurückzuhalten, sie stimmte jubelnd mit ein in den brausenden Beifall der Menge.

Merkwürdig still war Onkel Heinrich bei diesem Rennen gewesen. Als Grete ihn fragte, ob er sich nicht über den Sieg des rothen Husaren freue, hatte er nur brummend geantwortet: „Ja, ja, ich konnt's mir schon denken, die Altenbraks sind alle vorzügliche Reiter."

Die Erinnerung an diesen Vorfall schoß Grete jetzt wieder lebhafter denn je durch die Seele, denn, wie es der Zufall so oft auch in der Millionenstadt fügt, schon zweimal hatte sie den jungen Offizier auf der Straße wieder gesehen, und an dem aufleuchtenden Blick seiner Augen, an seinem freundlichen Gruße hatte auch sie gemerkt, daß auch er sie wieder erkannt. Ja, heute war der junge Offizier ihr sogar gefolgt, mehrere Straßen lang, und sie war ihm nur entgangen, indem sie sich in einen Omnibus gesetzt hatte und rasch davon gefahren war. Die glühenden Wangen, welche ihre Mutter bemerkte, waren nicht allein die Folgen des weiten Weges.

„Nun, mein Kind," hub Frau Margarethe wieder an, „Du läßt ja den Kopf hängen? Würdest Du lieber hier in Berlin bleiben?"

„O nein — gewiß nicht, Mutter," entgegnete verwirrt Grete, die sehr wohl wußte, wie sich ihre Mutter darnach sehnte, dem steinernen Gefängniß, wie sie die Stadt nannte, entfliehen zu können. „Aber es kam Alles so überraschend — weiß Onkel schon davon?"

„Nein, er weiß noch nichts. Wir wollen es heute Abend mit ihm besprechen. — Da höre ich ihn die Treppe heraufkommen! Geh, öffne ihm die Thür."

Grete eilte hinaus. Draußen ertönte die tiefe Stimme und der schwere, stampfende Tritt eines Mannes.

„Onkel Heinrich, Onkel Heinrich," rief ihm Grete entgegen, „wir ziehen fort von Berlin!"

„Na nu, was ist denn los?" fragte Heinrich Tiedemann und stampfte in das Zimmer. „Guten Abend, Frau Montelli, da bin ich, wie Sie wünschten, zum Abendessen. Was ist's mit dem Fortziehen? Ich denke, doch nichts als Unsinn!"

„Nehmen Sie Platz, Heinrich," sprach lächelnd Frau Margarethe, „und Du, Grete, geh' in die Küche und bereite das Abendessen. Karoline allein möchte ich es doch nicht anvertrauen."